

Dierkes, Meinolf

Book Part — Digitized Version

Einleitender Disput zur Plenarsitzung "Forschung im Spannungsfeld von Wirtschaft und Wissenschaft"

Provided in Cooperation with:

WZB Berlin Social Science Center

Suggested Citation: Dierkes, Meinolf (1989) : Einleitender Disput zur Plenarsitzung "Forschung im Spannungsfeld von Wirtschaft und Wissenschaft", In: Westdeutsche Rektorenkonferenz (Bonn) (Ed.): Hochschule - Wirtschaft - Arbeitswelt: Jahresversammlung 1989. Ansprachen, Referate und Dispute, Plenardiskussionen. Hamburg, 7.-9. Mai 1989, Westdeutsche Rektorenkonferenz, WRK, Bonn, pp. 102-109/ 117-119

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/111947>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



WZB-Open Access Digitalisate

WZB-Open Access digital copies

Das nachfolgende Dokument wurde zum Zweck der kostenfreien Onlinebereitstellung digitalisiert am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH (WZB). Das WZB verfügt über die entsprechenden Nutzungsrechte. Sollten Sie sich durch die Onlineveröffentlichung des Dokuments wider Erwarten dennoch in Ihren Rechten verletzt sehen, kontaktieren Sie bitte das WZB postalisch oder per E-Mail:

Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH
Bibliothek und wissenschaftliche Information
Reichpietschufer 50
D-10785 Berlin
E-Mail: bibliothek@wzb.eu

The following document was digitized at the Berlin Social Science Center (WZB) in order to make it publicly available online.

The WZB has the corresponding rights of use. If, against all possibility, you consider your rights to be violated by the online publication of this document, please contact the WZB by sending a letter or an e-mail to:

Berlin Social Science Center (WZB)
Library and Scientific Information
Reichpietschufer 50
D-10785 Berlin
e-mail: bibliothek@wzb.eu

Digitalisierung und Bereitstellung dieser Publikation erfolgten im Rahmen des Retrodigitalisierungsprojektes **OA 1000+**. Weitere Informationen zum Projekt und eine Liste der ca. 1 500 digitalisierten Texte sind unter <http://www.wzb.eu/de/bibliothek/serviceangebote/open-access/oa-1000> verfügbar.

This text was digitizing and published online as part of the digitizing-project **OA 1000+**. More about the project as well as a list of all the digitized documents (ca. 1 500) can be found at <http://www.wzb.eu/en/library/services/open-access/oa-1000>.

(Rappe)

Meinolf Dierkes

(Direktor der Forschungsabteilung Organisation und Technikgenese im Wissenschaftszentrum Berlin)

Ich denke, daß ich als Dritter Disputant bereits überleiten kann in die Diskussion, das heißt, daß ich mich von der versuchten Ausgewogenheit einer einleitenden Darstellung lösen und vielleicht etwas pronocierter schon auf das eine oder andere eingehen kann, was von meinen Vorrednern angesprochen wurde.

Die Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Wirtschaft hierzulande hat eine so lange und gute Tradition, daß man eigentlich davon ausgehen kann, es stehe im wesentlichen auch alles zum Guten und es eigentlich nur die Fragen gibt: "Welche Dinge müssen wir ändern, damit es ausgewogener oder besser werden kann und in welchen Feldern ist eigentlich etwas dazugekommen oder: muß etwas dazukommen?"

Nun, wenn man das tut und sich ein bißchen im Umfeld der

(Dierkes)

heutigen Wissenschaftspolitik umsieht, dann findet man eigentlich eine sehr in sich verzerrte und spannungsgeladene Diskussion. Einerseits erudiert die Grundlagenforschung gerade in Bereichen, in denen die Universitäten einen Rückgang der institutionellen Mittel beklagen müssen, andererseits heben staatliche Stellen deren Bedeutung für die Entwicklung der Wissenschaft besonders hervor. Man rät zu einer Orientierung an anderen Ländern - die USA, Japan oder auch Schweden sind Beispiele für eine verstärkte Förderung der Grundlagenforschung.

Zum anderen sind wir in einer Phase, in der auf die Nützlichkeit der Forschung und ihrer Ergebnisse in einem ungeheuren Umfang Wert gelegt wird. Hitlisten von High-Tec-Entwicklungen, die nötig sind, um die internationale Wettbewerbsfähigkeit unserer Wirtschaft zu stützen oder ein Druck auf schnelle Umsetzung kennzeichnen eigentlich das Feld, in dem insbesondere Wirtschaft und Wissenschaft heute miteinander kooperieren oder - leider - auch nicht kooperieren.

Generell muß man sagen, daß für die Wissenschaft, insbesondere für die Hochschulen gilt, daß sie - fast ähnlich wie Unternehmen - einer Vielzahl von Bezugsgruppen und einer Vielzahl von Zielen dient. Unter diesen ist die Wirtschaft nur eine, wenn auch eine gewichtige, ja, eine zentrale. Das Interessante an den Beziehungen zwischen der Wissenschaft und der Wirtschaft ist, daß die Wirtschaft im Grunde in zweierlei Form auf die Wissenschaft zukommt: Einmal kooperiert sie mit der Wissenschaft als selbst forschende Institution - in sichtbarem Umfang, wenn auch in der Regel stärker zielorientiert, und zum anderen ist sie - wie jede andere Institution in unserer Gesellschaft - Abnehmer der Forschungsleistungen und Ausbildungsleistungen der Hochschulen. Die Ausbildungsfunktion ist in bezug auf die Nutzung der

(Dierkes)

Forschungsergebnisse von Bedeutung; ich hebe die Forschung hervor, weil durch sie letztlich sehr viele Dinge geschaffen werden, die wir für unsere Lebensqualität und den weiteren Fortschritt für wichtig erachten.

Schauen wir uns einmal die Beziehungen zwischen der Wissenschaft und der Wirtschaft in dem Feld an, in dem die Wirtschaft genau wie die Wissenschaft forschersich tätig ist. Im Grunde gilt es als Befürchtung, die immer wieder diskutiert wird: die mangelnde Kooperation in einigen Feldern. Und zudem gibt es bürokratisch-administrative Hemmnisse, die anzuführen sind, wenn man die Frage stellt: "Was kann verbessert werden?"

Zunächst einmal: Die Befürchtung besteht eigentlich darin, daß die **wissenschaftlichen Ziele der Erkenntnissuche** langfristig insbesondere **unter dem Druck der internationalen Wettbewerbsfähigkeit** stehen und zugleich doch auch in dem Gefühl, daß Forschung und Entwicklung eine große Rolle spielen, daß die Grundlagenforschung erudiert zum Nutzen dieser sehr zielgerichteten Forschung. Das heißt, der Schutzraum für die Forschung, um den im letzten Jahrzehnt immer wieder gerungen wurde - vielleicht sogar mehr aus ideologischen Gründen - ist heute wieder in der Diskussion um die Frage: "Wieviel an Umsetzung in Nützlichkeit wollen wir letztlich in die Grundlagenforschung hineinragen, um diesem Ziel der Wettbewerbsfähigkeit unserer Wirtschaft gerecht zu werden, und in welchem Umfang stören wir im Grunde die Grundlagenforschung gerade an unseren Universitäten, wenn wir diese Anwendungs- und Nützlichkeitskriterien dort zu stark mit hineinbringen?" Letztlich eine Antwort auf diese Frage zu geben, ist wahrscheinlich nicht möglich. Stabile und intensive Kooperationsbeziehungen und die Respektierung der jeweiligen unterschiedlichen Aufgaben - von denen Herr

(Dierkes)

Schmidt-Tiedemann schon sprach -, sind, so glaube ich, der einzige Weg. Und das sind Beziehungen, die im Prinzip langfristig geschaffen werden müssen und im Grunde wie ein Garten langsam wachsen müssen.

Grundsätzliche Schwächen und Mängel in der Kooperation zwischen Wirtschaft und Wissenschaft lassen sich nun in ein paar neuen Feldern feststellen, in denen die Wissenschaft wie die Wirtschaft eigentlich nur in enger Kooperation weiterkommen. Das meint aber, wissenschaftliche Disziplinen an die Wirtschaft heranzuführen, die entweder nur auf dem Niveau von Festansprachen oder in "Besinnungsseminaren" bislang mit der Wirtschaft Kontakt hatten oder sich sogar in Konfrontationsstellung befinden. Ich gebe Ihnen hierfür ein paar Beispiele für bislang kaum kooperationsfähige Themengebiete:

- die Entwicklung von Organisationskulturen und ihre Veränderungen;
- die - bereits erwähnte - Technikfolgenabschätzung;
- die Integration ökologischer und sozialer Aspekte in Entscheidungsprozesse und Informationssysteme sowie Berichterstattungssysteme von Unternehmen;
- Analysen der Veränderungen im soziopolitischen, ökonomischen, kulturellen Umfeld der Wirtschaft;
- Wissen über Werteverstärkungen im Hinblick auf Wahrnehmung, Akzeptanz technischer Risiken;
- Grundfragen der Unternehmensethik;
- Fragen des institutionalisierten Verständnisses kultureller Unterschiede in transnationalen Unternehmen;
- Unternehmensführungsaspekte - jetzt aus der Sicht des Managements und seiner Sprache gesehen -, der Pflege und Entwicklung des Humankapitals.

Alles neue Forschungsfelder, in die langsam, aber sicher,

(Dierkes)

die Sozialwissenschaften und Geisteswissenschaften im weitesten Sinne des Wortes hineingehen, die von großer und zunehmend wichtiger Bedeutung für die Unternehmensführung werden, in denen neue Erkenntnisse nur in Kooperation geschaffen werden. Dies sind Forschungsfelder, in denen Disziplinen zusammenarbeiten müssen mit der Wirtschaft, die dies traditionell nicht getan haben. Für diese Disziplinen gilt auch, daß - wie der Bericht des National Research Council der Vereinigten Staaten von 1988 hervorhebt - die Unternehmensarchive von großer Bedeutung sind. Öffnung also dieser Archive auch für die Forschung wäre eine weitere wichtige Forderung.

Letztlich ein Wort zu den **administrativen Hemmnissen**, die es offensichtlich gibt: Regulierung von Verwertungsinteressen, Hemmnisse der Öffentlichkeit, d. h. der Veröffentlichungsfreiheit der Ergebnisse, systembedingte Hindernisse des zeitweiligen Personalaustausches. Dies sind nur einige Schlagworte. Ich finde, wir sollten einmal versuchen, eine Arbeitsgruppe einzusetzen, in der Wissenschaftler aus der Wirtschaft und Wissenschaftler aus den unterschiedlichen Bereichen des Wissenschaftssystems sich zusammensetzen, und versuchen, mit Repräsentanten der Wissenschaftsverwaltung zusammen diese Probleme zu lösen. Ich halte diese Probleme nicht für so gravierend, als daß es nicht des ernsthaften Aufgreifens dieses Vorschlages wert wäre.

Wenden wir uns der Frage zu: **Wirtschaft als Adressat von Erkenntnissen der Wissenschaft** - Herr Schmidt-Thiedemann hat ja schon den mangelnden Technologietransfer beklagt, und gestern haben wir auch davon gehört: wie weit die oft zitierte Bringschuld der Wissenschaft zu gehen hat, ist eine Frage, die zu diskutieren ist. Sehen wir uns die Grundlagen einmal an, dann setzt **erfolgreicher Technologietransfer drei Bedingungen** voraus:

(Dierkes)

1. Innovationsfreude und aktive Neugier auf seiten der Wirtschaft,
2. Gesprächsbereitschaft und -fähigkeit bei der Wissenschaft und
3. ein Interaktionsnetz zwischen Wirtschaft und Wissenschaft.

Soweit es sich um Bringschuld handelt, kann die Wissenschaft eigentlich nur zu den Punkten 2 und 3 etwas beitragen. Wenn und wo die Wirtschaft kein Interesse hat und nicht aktiv neugierig ist, wenn und wo Innovationsfreude nicht in der Wirtschaft ist, kann auch ein BAT 2-Mitarbeiter einer Transferstelle mit noch so vielen Broschüren letztendlich nichts erreichen.

Für den Technologietransfer ist es, glaube ich, wichtig, daß wir uns einer alten Erkenntnis wieder öffnen: **Der beste Weg für Ideen zu wandern, ist mit und in Menschen.** Das heißt, Mobilität von Menschen zwischen Institutionen sichert mehr als jede Broschüre den Technologietransfer. Das gilt insbesondere dort, wo in der öffentlichen Diskussion das Hauptproblem um den Technologietransfer gesehen wird, bei den Klein- und Mittelbetrieben, die oft wenig Zugang zur Forschung haben und in der Regel natürlich auch keine eigene Forschung treiben. Gerade in diese Richtung geht ja der staatliche Druck - unisono von Landes- und Bundesregierung bis zur EG - mehr von seiten der Wissenschaft zu tun. Denken wir daran, daß gerade Klein- und Mittelbetriebe das Typische haben, was Unternehmenskulturen auszeichnet: Sie werden um bestimmter Erfolgsrezepte geschaffen. Diese Erfolgsrezepte machen sie stark; prägen aber zugleich ein Unternehmen in Maß und Umfang, daß das Hinzulernen in der Regel sehr, sehr schwer ist. Sind solche Unternehmen dann eigentlich nichts anderes als "geronnene Erfolgsrezepte der Vergangenheit", so

(Dierkes)

möchte ich dazu sagen: Es gibt nichts Gefährlicheres als langanhaltender großer Erfolg, der die Chancen für Innovationen gerade im klein- und mittelbetrieblichen Bereich sehr gering hält. Ich frage mich, ob es nicht sinnvoller wäre, unsere Energien darauf zu stürzen, eher neue kleine, technikorientierte Mittelbetriebe zu schaffen, statt existierenden Betrieben Forschungsergebnisse nahezubringen, ja aufzwingen zu wollen.

Ein weiterer Bereich, über den immer wieder gesprochen wird, sind die Beziehungen zwischen Wirtschaft und Wissenschaft in der **Drittmittelforschung**. Hierin gibt es sehr feste und anhaltende Traditionen. Um der Wirtschaft aber wirklich eine Partizipation an Grundlagenerkenntnissen - deren Nützlichkeit ja nicht immer vorauszusehen ist - zu ermöglichen, sollte man - nach meiner festen Überzeugung - stärker dazu überzugehen, anstelle einer Einzelprojektförderung von seiten der Wirtschaft viel mehr "block grants" in die Forschung geben, das heißt, längerfristige - wenngleich zeitlich befristete - Unterstützung ganzer Forschungsschwerpunkte oder Forschungsprogramme zu ermöglichen, um dadurch langfristige Partizipation zu sichern.

Meine These: Nicht jeder muß alles machen. Wenn wir an die Wissenschaft hierzulande denken, stellt sie sich gerade in ihrer Beziehung zur Wirtschaft in einem großen Geflecht unterschiedlicher Institutionen dar. Universitäten haben in diesem Geflecht eine andere Rolle als andere Institute, wie z. B. Institute der Fraunhofer-Gesellschaft oder der Großforschungszentren. Und wenn man akzeptiert, daß wirklich nicht jeder alles machen muß, dann stellt sich die Forderung, den Wissenstransfer in die Wirtschaft zu verstärken gerade durch solche Institutionen, die in ihrer Forschung und Entwicklung sehr wirtschaftsnah sind. Nicht aber das ge-

(Dierkes)

samte Spektrum von der Grundlagenforschung bis hin zum letzten Element des Technologietransfers ständig in der ganzen Breite für die Wirtschaft bereit zu halten. Konzentration auf Stärken scheint auch das wichtigere zu sein sowie die Entwicklung eines Eigenprofils - bei aller Differenzierung -, als alles unter einem Dach durchzuziehen zu versuchen.

Gert Kaiser

Karl Joachim Schmidt-Tiedemann

(Schmidt-Tiedemann)

Meinolf Dierkes

Jetzt haben wir, Herr Schmidt-Tiedemann, eine Kontroverse! Ich finde, wenn Sie mit der Amöbe anfangen, ist es Herrn Rappe gegenüber fast unfair, so zu argumentieren: "Was passiert denn, wenn sich die Amöbe in der Entwicklungsgeschichte später in einen Menschen verwandelt, wenn sie z. B. Schmidt-Tiedemann heißt, und in einer Podiums-Diskussion bestimmte Thesen vertritt"? Das war, glaube ich, auch gar nicht das, was letztlich Herr Rappe wissen wollte.

Ich möchte zur **Folgenabschätzung** doch zunächst grundsätzlich sagen:

Bei aller Begrenztheit der prognostischen Fähigkeiten, können wir mehr machen, als wir wirklich institutionell nutzen. Ich denke, das schlicht festzustellen, ist etwas, was schon hilft: Nicht Wissen dort zu suchen, wo wir es nicht schaffen

(Dierkes)

können, aber das Wissen, was wir wirklich bei allen prognostischen Schwächen erwerben können, wirklich zu schaffen!

In den ganz großen Bereichen, in denen wir nie "endgültiges Wissen" schaffen können, weil Folgen beispielsweise erst bei einer bestimmten Dichte der Nutzung erkennbar sind, oder aufgrund neuerer Forschungsergebnisse, da brauchen wir genau das, was Sie jetzt genannt haben, nämlich institutionelles Umgehen. Bisher geschah es doch immer, daß sofort Kontroversen ausbrachen zwischen denjenigen, die an der betreffenden Technik klebten, weil ihre Phantasie, ihr Engagement und ihr Geld darinsteckten, und denjenigen, die stets auf mögliche Besorgnisse aufmerksam machten. Das geschah ja auch nicht mit eindeutigen Daten, sondern oft zunächst einmal auf ganz diffusen Datenbasen. Ich glaube, daß wir im Umgang mit diesen Problemen andere institutionelle Vorkehrungen schaffen müssen, als alles sogleich in die Polarität hineinzubringen: Technikbefürworter hier und Technikgegner dort. Diese Gesellschaft, das sagen sehr deutlich empirische Umfragen über lange Zeit, ist - Herr Rappe, auch zu Ihnen gesagt - nicht technikfeindlich. Wenn Sie die Menschen befragen, antworten die - und das ist die überwiegende Mehrheit: "Wir haben das Gefühl, daß diejenigen, die über den Einsatz neuer Techniken entscheiden, es zu schnell und zu unüberlegt machen." Das ist also eine Frage des Vertrauens in die Institutionen, die Herr Schmidt-Tiedemann genannt hat. Und das ist das, was wir schaffen müssen im Umgang mit den Problemen, weil die prognostischen Fähigkeiten so eng sind.

Herr Rappe hat es angesprochen: "Wo gehen wir hin?" Das sind natürlich die Fragen der langfristigen Entwicklung von Forschung und Entwicklung. Wir haben uns mittlerweile angewöhnt - ich habe in meinem statement diese "Hitlisten" aufgeführt -, einen internationalen Konsens zu haben, was das Nächst-

(Dierkes)

wichtige ist. Und mit hängender Zunge laufen wir dann in unseren Entwicklungsanstrengungen insgesamt dem hinterher, der aus irgendeinem Grund, ohne daß wir den Prozeß kennen, der Trendsetter ist. Weltraumforschung ist zum Beispiel "in". Aber Überlegungen allein aus der Frage der Wettbewerbsfähigkeit, ob Weltraumforschung wirklich der Markt ist, auf dem wir in Zukunft unser Geld verdienen? Ich würde sagen, nein; bei all den Abwasserproblemen, die die Städte der Dritten Welt haben, und bei deren Wachstum verdienen wir in fünfzig Jahren mehr Geld durch Ökoklos als durch Weltraumforschung, weil das Ökoklo eine Funktion wirkungsvoll und nützlich übernimmt und die Unmöglichkeit ersetzt, Abwassersysteme vom Zuwasser her wie vom Abwasser her unserer Art zu schaffen.

Ich denke, wir brauchen ein bißchen mehr nationalen Dialog, der uns alle zusammenführt, die Wirtschaft, die Wissenschaft, die Tarifpartner oder auch andere Gruppierungen, in der Grundsatzfrage, ob wir uns wirklich einklemmen sollen in den internationalen Wettbewerb, der da anfängt bei Informations- und Kommunikationstechnik, bei Biotechnik, bei anderen Techniken aufgrund neuer Materialien, oder ob es nicht gerade für uns Nischen der Entwicklung und der Forschungsstrategien für die Hochschule und die Wirtschaft gibt, die im Grunde der Triade der Ziele, die Herr Rappe genannt hat: sozial, umweltverträglich und wachstumsfreundlich eher entspricht! Wenn wir uns Entwicklungen von Märkten anschauen, dann sind mittelgroße Anbieter - und das ist ja auch die Bundesrepublik - oft mit einer "Vielfaltsnischenstrategie" besser gefahren, als in den Markt eines Monopolisten oder eines Großanbieters hereinzugehen. Ich finde, das wäre eine ernste Frage, die wir uns stellen müssen, wenn wir den Gedanken von Herrn Rappe aufnehmen, nach den Grenzen und Möglichkeiten der Technikfolgenabschätzung und ihrer Institutionalisierung zu "forschen".